



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

VIII. Das andere Profil der Madonna.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

VIII.

Das andere Profil der Madonna.

„Es ist der kleine Dichter der Frau Komof, . . .“ sagte Susanne, sobald die Thür sich hinter dem jungen Mann geschlossen hatte. Die Art, in welcher sie von vornherein eine Frage beantwortete, die sie auf dem Gesicht des neuen Besuchers zu lesen glaubte, war bezeichnend für die Vertraulichkeit der Stellung, die der Lektüre im Hause einnahm. Und mit dem heiteren Lächeln eines jungen Mädchens, jenem Lächeln, an das selbst argwöhnische Männer immer glauben werden, da sie ihre Schwestern so lachen gesehen, fuhr sie fort: „Sie haben gestern also wirklich mit der Gräfin geschmolzt . . . Ich bin schön gewesen — schön . . . Ich hätte Ihnen alle Ehre gemacht. Ich trug die Haartracht, die Sie lieben. Ich hatte bestimmt gehofft, Sie dennoch zu sehen. Man hat mir diesen jungen Mann, den Verfasser des Stückes vorgestellt. Der arme Junge ist gekommen, um Karten bei mir abzuwerfen. Doch kannte er meine Empfangsstunden nicht und ist daher einfach heraufgekommen. Sie haben ihm einen großen Dienst erwiesen, indem Sie ihn von seinem Frohndienst befreiten. Es war ihm rein unmöglich hinaus zu finden . . .“ — „Sie sehen nun, wie recht ich hatte, da ich mit dieser Gesellschaft nicht einverstanden war,“ bemerkte der Baron, „da haben wir schon wieder einen neuen Literaten in unsern Salons! Er hat Sie besucht. Er wird auch noch diese oder jene Ihrer Freundinnen besuchen. Er wird wiederkommen. Man wird ihn laden. Man wird vor ihm, gleichwie vor Ihnen und auch vor mir, ungezwungen sprechen, ohne zu bedenken, daß er, sobald er Ihr Haus verläßt, bestrebt sein wird, in irgend einer Redaktion oder einem Caffeehaus aus Eitelkeit den Tratsch zum Besten zu geben, welchen er hier

gehört . . . Die großen Damen aber werden erstaunt thun, sich in einer Wochenchronik oder in einem Skandalroman gedruckt zu finden! . . . Es ist einer der blödesten Gebräuche unserer Zeit, in der sogenannten Gesellschaft Schriftsteller aufzunehmen. Wir schädigen sie, indem wir ihnen die Zeit rauben, sie schaden uns, da sie uns lästern. Man hat mir kürzlich von der Tochter eines jener Herrn, die ihrem Vater beim Verfassen seiner Werke behülflich ist, folgenden bezeichnenden Ausspruch erzählt: „Wir gehen niemals in die Welt, ohne mindestens zwei Seiten nützlicher Notizen mit heim zu bringen.“ „Mir ist der Geschmack, vor Phonographen zu reden, geradezu unbegreiflich, — noch dazu vor beschränkten Phonographen, die lügen! . . .“

Susanne erfaßte beide Hände des Barons, sah ihn mit unverfälscht aufrichtiger Bewunderung an, und bemerkte: „Ach! wie glücklich ich bin, Ihnen im Leben begegnet zu sein, um mich von Ihnen leiten zu lassen! . . . Welchen Scharfblick Sie besitzen, welche Sicherheit im Urtheil! . . .“

„Ein wenig Klugheit,“ erwiderte Desforges, den Kopf erhebend, „das verhindert drei Viertel der Schlechtigkeiten, die begangen werden, und die, genau genommen, nur Dummheiten sind. Meine ganze Lebensweisheit besteht darin, meine Tage zu genießen . . . Diese Tage, sie sind gezählt . . . Wissen Sie, Susanne, daß ich in sechs Tagen 56 Jahre alt werde?“

Sie schüttelte ihren Blondkopf und näherte sich ihm, der erregt einige Male im Zimmer auf- und abgegangen war. Mit einer Bewegung, von der man nicht genau sagen konnte, ob sie rein oder frech war, denn ein erwachsenes Mädchen hätte in derselben Weise ihren Vater um einen Kuß gebeten, streckte sie vorerst eines ihrer Augen den Lippen des Barons entgegen, dann aber ihren Mundwinkel, in dem ein reizendes Grübchen saß.

„Lassen wir das,“ sagte sie, „wollen Sie nicht vielleicht eine Tasse Thee nehmen? Wenn Sie anfangen, sich mit Ihrem Alter zu brüsten, so ist das immer ein schlechtes Zeichen. Dann langweilen Sie entschieden die Kammer- oder Administrations-Sitzungen . . .“ Damit schritt sie dem Tischchen zu, auf dem ihre Augen den beiden Schalen begegneten mußten, aus denen sie und René getrunken. Er-

innerte sie sich dabei der Madonnenrolle, die sie eine Viertelstunde früher an jener Stelle gespielt, und auch des schönen jungen Mannes, an den sie die holdeste Anmuth ihrer Bewegungen verschwendet hatte? Und falls dieser Gedanke ihre glatte, von blonden Flechten umrahmte Stirn durchkreuzte, empfand sie dabei ein bißchen Scham, — oder doch wenigstens Bedauern darüber, daß der Dichter fortgegangen war, oder mindestens eine Regung, jener gleich, welche freche Komödiantinnen empfinden im Augenblick geheimster Verstellung? Sie bereitete den Thee mit derselben Sorgfalt, welche sie auch vorher auf die richtige Mischung verwendet. Der Baron hatte naturgemäß in dem Lehnstuhl Platz genommen, in dem René gesessen. Auch Susanne ihrerseits hatte sich auf dem Sessel niedergelassen, welchen sie neben dem jungen Mann benutzt, und sie hörte Desforges zu. Dieser lebenswürdige Mann hatte ab und zu die Gewohnheit, zu dociren. Er kannte das Leben, das war sein großer, berechtigter Stolz. Nur betonte er denselben zu auffallend.

„Die Sitzung im Palais Bourbon ist in der That entseßlich gewesen,“ sagte er. „Ich habe derselben beigewohnt, um den ausgezeichneten Saue gegen das Ministerium loslegen zu hören. Er glaubt noch immer an Debatten, an Rednertriumphe im Parlament. Ich meinerseits bin natürlich seit dem 16. Mai, an dem ich das Ministerportefeuille abgelehnt habe, ein Skeptiker, ein Pessimist, ein Kritiker . . . Man legt gelegentlich der Wahllisten noch immer Werth auf meinen Namen, weil mein Großvater Präfect unter dem großen Kaiser gewesen, und ich unter dem andern Staatsrath . . . Der Name thut auf dem Programm noch immer seine Schuldigkeit . . . Aber mich anzuhören, das ist freilich ein Anderes. Auch fürchten sie mich sehr! Wenn ich gegen 5 Uhr in den Club komme, so finde ich dort ein Halbdutzend meiner jungen und auch meiner alten Freunde damit beschäftigt, die Monarchie wieder herzustellen; dabei sehen sie im Sommer von der Terrasse aus den Frauen nach und spielen im Winter im Hintergrund des Saales Bezigue . . . Ich erscheine . . . Da sollten Sie ihre Gesichter beobachten können, und wie schnell sie ein anderes Thema anschlagen! . . . Immer die Klugheit . . . Heute hätte ich ihnen zur eigenen Erleichterung gerne die Wahrheit gesagt, aber ich habe schließlich denn doch

vorgezogen, in die „Rue de la Paix“ zu gehen, um Ihre Ohrringe zu holen, die fertig sein sollten . . .“

Er zog ein kleines Futteral aus der Tasche, in welchem sich keinerlei Zeichen befand, das über die Adresse des Goldarbeiters hätte Aufschluß geben können; er überreichte dasselbe offen der jungen Frau und ließ dabei das Feuer der beiden selten schönen Brillanten spielen; auch sie betrachtete dieselben mit einem blitzartigen Aufleuchten der Augen. Das Stui ging aus seinen Händen in die ihren über; nach einem Augenblick stiller Bewunderung schloß sie die winzig kleine Schachtel und schob dieselbe in eine neben ihr befindliche Nische, unter andere dort umherliegende Gegenstände. Man konnte schon aus dieser Bewegung allein schließen, daß sie an ähnliche Geschenke gewöhnt war. Dann aber wandte sie ihr schönes, freudestrahlendes Gesicht Desforges zu.

„Wie gut Sie sind!“ sagte sie.

„Danken Sie mir nicht. Es ist wieder nur Egoismus,“ erwiderte der Letztere, sichtlich darüber erfreut, daß die Ohrgehänge Susannens Beifall gefunden. „Ich bin Ihnen nur unendlich dankbar, wenn Sie die armseligen Steine tragen wollen. Ich sehe Sie so gerne schön . . . Ach!“ fuhr er fort, „ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der berühmte Rothwein angelangt ist, den ich mit Ihnen theilen soll; und um den glücklichen Zufall zu vervollständigen, auch der schöne Watteau, den Sie so sehr gewünscht . . . Wir werden ihn für einen reinen Pappenstiel erstehen.“

„Sie werden mich morgen in der „Rue du Mont-Tabor“ doch nicht hindern können, Ihnen zu danken,“ antwortete sie, ihm einen Blick zuwerfend, „um 4 Uhr, nicht wahr?“ Und sie senkte die Wimpern. Selbst falls René, der in diesem Augenblick trunken vor Begeisterung heimkehrte, Sehergabe besaß und sie in der Ferne beobachtet hätte, ohne das Gespräch zu hören, so würde er zweifellos auf diesen edlen Zügen nur den Ausdruck himmlischer Verschämtheit wahrgenommen haben. Den Baron gemahnten diese gesenkten Wimpern und der früher aufgefangene Blick an Erinnerungen minder züchtiger Art, denn auch seine Augen erglühnten, das Blut schoß ihm in die Wangen, deren kupfrige Farbe seine übertriebene Vorliebe für einen guten Tisch verrieth; ein gefährliches Laster, das Desforges wie Alles im Leben handhabte:

„Ich bin,“ sagte er, „ein Equilibrist mit der Gicht und der Böllerei . . .“

Er strich mit der Hand über den Schnurrbart und er widerte mit etwas gedämpfter Stimme, an deren Tonfall seine Geliebte wieder einmal die Macht ermessen konnte, die sie auf die Sinne dieses alternden Lebemanns übte:

„Wer begleitet Sie heute in die Oper?“

„Natürlich nur Frau Ethorel.“

„Und wer noch?“

„Mein Mann; Ethorel's Gatte hat sich entschuldigt . . . Dann selbstverständlich Crucé.“

„Was ihm diese Verbindung allein schon an Aufträgen eingebracht haben muß!“ rief Desforges aus. „Er hat ihr eben wieder einen Uhrkasten im Styl Ludwig XIV. angeboten, den sie mit zwanzigtausend Francs bezahlt hat . . . Ich wette darauf, daß er zehntausend Francs davon bekommen hat . . .“

„Die Glende!“ bemerkte Susanne.

„Sie ist sehr beschränkt,“ meinte der Baron, „auch ist Crucé ein gewiegter Kenner, und der arme Ethorel würde selbst, wenn er nichts hätte, werthlosen Plunder theuer bezahlen . . . Alles steht zum besten in der besten aller Demi-Mondes. Wer noch?“

„Der kleine Brèves und Sie . . . Ist es recht so?“ bemerkte sie, ihre Rede unterbrechend, indem sie aufhorchte.

„Es kommt Jemand, Sie wissen, ich kenne mein Haus nur zu gut.“ Und wie zuvor für René, setzte sie, zierlich schmollend hinzu: — „Mein Gott! Wie lästig das ist! . . .“ Laut aber fuhr sie fort, wie ein Kind lachend: „Nun es hat nichts zu sagen, es ist nur mein Mann. Guten Morgen, Paul . . .“

„Das nenne ich einen Herzenslaut,“ meinte der Mann, hinter dem der Diener die Thür schloß. Er war ein großer Mensch von stolzer Haltung, mit schönen, offenherzigen Augen in einem jener Gesichter von dunkelfarbiger Blässe, welche Thatkraft anzeigt. Seine Züge waren von der edeln Regelmäßigkeit, welcher man in Paris lediglich bei ganz jungen Leuten begegnet. Dieser Ausdruck bei einem Manne von mehr denn 35 Jahren bewies den Frieden eines tadellosen Gewissens. Schon aus der Art, wie Moraines seine Frau anblickte, konnte man auf die tiefe Liebe schließen, die er für

sie empfand, aus der Art aber, mit der er Desforges die Hand drückte, konnte man entnehmen, daß er demselben in warmer Sympathie zugethan war. Nachdem er Susannens Bemerkung herzlich belacht, setzte er, sich mit komischem Ernst verbeugend, hinzu:

„Störe ich, meine Gnädige, und soll ich mich zurückziehen?“

„Wollen Sie eine Tasse Thee nehmen?“ erwiderte Susanne einfach, „ich will jedoch von vornherein bemerken, daß er kalt ist. Danke ja, oder danke — nein?“

„Ich danke — nein,“ antwortete Moraines, sich auf einen der Lehnstühle niederlassend, und gleich einem Besucher, der mit einer Aeußerung Effect machen will, bemerkte er: „Es giebt in der That Chemänner, die nachgerade zu dumm sind, und ich erröthe unwillkürlich für den Stand . . . Sie kennen doch die Angelegenheit Hacqueville, die ich eben erst im Cercle erfahren?“ Mit sichtlicher Freude fügte er hinzu: „Nein? . . . Nun denn. Er öffnet diesen Morgen einen Brief, der an seine Frau adressirt ist und ihm keinerlei Zweifel läßt an der Tugend der Dame . . .“

„Armer Mainterne,“ rief Susanne aus, „er liebte Lucie zärtlich.“

„Das ist ja eben das Merkwürdige,“ erwiderte Moraines mit dem befriedigten Ausdruck des Erzählers, der seinen Zuhörern eine Ueberraschung bereiten will, „der Brief war eben nicht von Mainterne, er war von — Laverdin! . . . Lucie war zweispännig gefahren . . . Nun errathet einmal, wessen Rath Hacqueville, mit dem Brief in der Hand, einholte?“

„Mainterne's Rath,“ sagte der Baron.

„Ach! Desforges, Sie wußten schon um die Geschichte.“

„Nein,“ erwiderte dieser, „aber es war anzunehmen . . . Und was sagte Mainterne? . . .“

„Sie können sich leicht vorstellen, wie empört er war. Lucie befindet sich bei ihrer Mutter. Man spricht von einem Zweikampf zwischen Hacqueville und Laverdin, und Hacqueville besteht darauf, daß Mainterne sein Secundant wird! . . . Ist das nicht ein beschränkter Chemann, noch dazu ein ganz unnatürlich beschränkter? . . . Und es findet sich nicht ein Freund, der ihn aufklären möchte . . .“

„Es wird sich schon einer finden,“ sagte der Baron, sich

erhebend. „Die Moral der Geschichte lautet: man hüte sich zu schreiben . . .“

„Speisen Sie nicht mit uns, Friedrich?“ fragte Moraines.

„Ich bin bereits versagt,“ bemerkte Desforgés, „doch sehen wir uns im Theater wieder. Frau Moraines war so liebenswürdig, mir einen Platz zu reserviren . . .“

„In Ihrer Loge . . .“ erwiderte Paul, der wohl nicht ahnte, welche Wahrheit er damit sagte. Der Baron war seit 10 Jahren Witwer, hatte sein Opernabonnement fortbehalten und trat dasselbe jede zweite Woche seinen — lieben Freunden ab. Nur wurde der dafür entfallende Betrag niemals bezahlt. Der Chemann hatte weder eine Ahnung von diesem Gebahren seiner Frau, noch auch beschlich ihn der leiseste Zweifel daran, daß sein Hausstand, für den er fünfzigtausend Francs zu verausgaben hatte, nicht mit dieser Summe allein bestritten ward. Die Hälfte der Einnahmen kam auf Rechnung des Vermögens, das der Erminister hinterlassen, — der in 15 jähriger Dienstzeit keine namhaften Ersparnisse gemacht hatte. Die andere Hälfte war der Ertrag der Secretärstelle bei einer Versicherungsgesellschaft, welche Desforgés verschafft hatte. Moraines unterließ es niemals, trotz Susannens deutlicher Winke, sich in Lobeserhebungen zu ergehen über die Geschicklichkeit seiner Frau, die es verstand, mit ihren bescheidenen Mitteln in einer Gesellschaft, von Leuten, die ihnen materiell weit überlegen waren, den Platz zu behaupten. Er war, Dank seinem kindlichen Vertrauen, der Mann geblieben, der seinen Freunden, wenn sie über die zunehmende Theuerung klagten, zurief: „Ihr solltet eben eine Frau haben, die es gleich der meinen versteht, zu sparen! Sie hat eine Kammerfrau — eine Fee, die all' ihre reizenden Toiletten macht! . . . Sie besitzt auch ein Talent, Kunstgegenstände aufzustöbern! . . .“

„Du machst mich nur lächerlich,“ pflegte Susanne zu bemerken, doch liebte er sie zu innig, um sich dieses Lobes berauben zu lassen, und auch jetzt wendete er sich, sobald Desforgés fort war, zu ihr, ergriff ihre beiden Hände und sagte:

„Wie froh ich bin, Dich ein wenig allein genießen zu können! . . . Gieb mir einen Kuß, Susanne.“ Und sie

streckte auch ihm, wie vorher Desforges, ihr halbgeschlossenes Auge, dann einen Mundwinkel entgegen.

„Wenn man von solcher Niedertracht berichtet, so läuft mir's immer kalt über den Rücken, dann aber schlägt mein Herz unwillkürlich wieder höher, wenn ich bedenke, daß ich das Glück hatte, eine Frau zu heirathen wie Du. Ja, meine Susanne, ich bete Dich an! . . .“

„Und doch wirst Du schelten,“ sagte sie, sich seiner Umarmung entziehend. „Die kluge Frau, auf welche Du so stolz bist, hat eine Dummheit begangen . . . Ja,“ fuhr sie fort, das von Desforges gebrachte Etui zum Vorschein bringend, „ich konnte mir's nicht versagen, diese Diamanten, von denen ich Dir bereits gesprochen hatte, zu kaufen . . .“

„Was liegt daran, da Du es mit Deinen Ersparnissen gethan,“ antwortete Paul. „Diese herrlichen Steine! . . . Weißt Du, wie Du mich hindern kannst, Dich zu schelten? . . . Indem Du mir gestattest, Dich mit denselben zu schmücken.“

„Das wirst Du wohl niemals erlernen,“ erwiderte sie, ihrem Manne eines ihrer kleinen Ohrläppchen zukehrend, das mit einer einfachen rosa Perle geziert war, die er geschickt entfernte. Dann nahm er dieselbe Proceedur mit dem andern Ohr vor. Auch beim Einsetzen des Brillantbouton's bewies er dieselbe Geschicklichkeit. Er berührte sie mit seinen starken Fingern, die sich gleich jenen eines jungen Mädchens biegsam zu sein bemühten, um die Geliebte zu bedienen. Sie aber griff nach einem kleinen, antiken Spiegel mit Silbergriff, ebenfalls einem Geschenk Desforges', besah sich darin und lächelte. Sie sah wirklich so schön aus, daß Paul sie unwillkürlich an sich zog, sie heftig umarmte und nach ihrem Mund verlangte. Sie versagte ihm denselben für gewöhnlich nicht. Regte sich in ihrer complicirten Natur trotz alledem eine Art physischer Sympathie für diesen schönen, braven Mann, den sie so grausam betrog? Welcher Gedanke durchblitzte ihr Hirn und machte ihr heut diesen Kuß unerträglich?! Sie stieß ihren Mann fast barsch zurück, indem sie sagte:

„Laß mich doch,“ und den harten Tonfall mildernd, fügte sie hinzu: „Das sind Lächerlichkeiten unter alten Eheleuten! Lebwohl, ich habe ja kaum mehr Zeit, mich anzukleiden.“

Sie eilte vorerst in ihr Schlafzimmer, dann in ihr Ankleidecabinet. Dies war der Raum, in dem sich der ausgesprochen materielle Zug ihres Wesens am meisten betont fand. Celine, ihre Kammerfrau, eine große Brünette mit verschmigten Augen, begann sie in diesem lauen Frauen-gemach zu entkleiden; dasselbe war so reich und weichlich ausgestattet, wie dasjenige einer königlichen Courtisane, und wer Susanne in diesem Augenblick hätte sehen können, wäre überzeugt gewesen, daß sie zu Allem fähig war, um ihre Person mit dieser Atmosphäre eines verfeinerten Luxus zu umgeben. Dieses Weib, das so gebrechlich schien, war eines jener Geschöpfe mit schlankem Wuchs und vollen Hüften, mit zarten Knöcheln und muskulösen Beinen, mit feinen Gelenken und starken Armen, mit kindlichen Zügen und kräftigem Nacken, das erst durch die Kleidung, wenn man so sagen könnte, durchgeistigt wird. Sie warf einen langen Blick in den großen Spiegel, der die Mittelthür des Kastens bildete, in dem die mit Sachets untermengten Schätze ihrer Wäsche angehäuft lagen; sie fand sich schön und lächelte sich wieder mit einem Blick zu, welcher von demselben Gedanken hervorgerufen ward, der sie kurz vorher veranlaßt hatte, sich ihrem Manne zu entziehen. Ohne Zweifel behagte ihr dieser Gedanke nicht, denn sie schüttelte den Kopf und überließ wenige Augenblicke später, nachdem sie einen Kammmantel aus hellblauem Foulard umgeworfen hatte, denselben Kopf den Händen ihrer Kammerfrau, welche ihre langen Flechten löste. Sie fühlte unter den Füßen die Weichheit des Schwanenfutters ihrer Pantoffeln. Das Wasser, mit dem sie ihr Gesicht beneßt hatte, brachte sie zu voller Befinnung. In dem Spiegel, vor welchem sie frisiert wurde, reflektirten alle Einzelheiten dieses Cabinets wieder, das sie geschmückt hatte, das sie zum Tempel ihres einzigen Glaubens gemacht hatte, des Glaubens an ihre Schönheit. Alles strahlte darin wieder von den gedämpften Farben des Teppichs an, bis zur Badewanne aus englischer Fayence, bis zum großen Marmortisch mit seinem Waschbecken aus massivem Silber und den tausend kleinen Toilettegegenständen. Erinnerte sie dies Alles vielleicht unwillkürlich an die Bedingungen, denen sie ihr üppiges Leben dankte? Sicher ist nur, daß sie ihres Mannes gedachte und zu sich sagte:

„Welch' ehrlicher Junge! . . .“ Die Steine, die sie an-

behalten hatte, glitzerten und sie erinnerte sich Desforges' und meinte daher fast gleichzeitig: „Der treue Freund!“ . . . Diese beiden widersprechenden Eindrücke verschmolzen völlig in dem Kopfe, dessen Haare sich unter dem Druck des hellen Schildkrotkammes wellten, gleichwie sich beide Thatfachen auch in ihrem Leben einten. Frauen leisten in solchen moralischen Mosaikarbeiten unglaubliches; doch erscheinen dieselben minder abstoßend, wenn man sie in ihrem stillen, fortschreitenden Laufe verfolgt hat. Diese Pariserin von 30 Jahren war in der That so corrumpt als möglich, man muß aber, um gerecht zu sein, betonen, daß sie es war, ohne sich dessen vollkommen bewußt zu sein; sie hatte sich eben begnügt, die Verhältnisse über sich ergehen zu lassen, und diese hatten sie Stunde für Stunde der moralischen Verderbniß näher gebracht.

Susanne hatte sich zwei Jahre vor dem Krieg von 1870 ohne Widerspruch, aber auch ohne Begeisterung mit Moraines verheirathen lassen; es war in den beiderseitigen Familien so beschlossen worden. Der alte Moraines gehörte seit dem Kaiserreich derselben Gesellschaftsschicht an, wie der alte Bois-Dauffin; Paul, der Auditor beim Staatsrat, ein guter Tänzer und feiner Cavalier war, schien für sie geschaffen, so wie sie für — ihn. Kurz und gut, sie lebten in diesen zwei Jahren in „glücklichster Ehe“ wie man zu sagen pflegt: es war ein Wirbelwind von Bällen, Soupers, Theaterbesuchen von Jagden im Herbst und Festen im Sommer, in denen sich Beide gleich gut gefielen. Paul selbst bezeichnete die Art der Neigung, die ihn mit seiner Frau verband, indem er, wenn sie gegen 1 Uhr Morgens im Wagen heimkehrten, ihr zuflüsterte: „Du bist schön wie eine Geliebte.“ Der 4. September bereitete dieser Feenexistenz ein jähes Ende. Beide Familien hatten denselben Grundsätzen gemäß gelebt, d. h. ihre großen Einnahmen einfach aufgebraucht, diese entfielen nun plötzlich, während sie ihre Lebensgewohnheiten in keiner Weise herabstimmten. Bois-Dauffin blieb bis zu seinem Tod im Jahre 1873 überzeugt, daß das Regierungssystem, das er stark, von tüchtigen Männern vertreten und so überaus populär gesehen hatte, nächstens wieder hergestellt werden müsse. Der einstige Senator, der seinen Freund nur kurze Zeit überlebte, hegte dieselben Erwartungen. Paul hatte beim Staatsrath natürlich demissioniren müssen. Er besaß gleich seinem Vater und

Schwiegervater den blinden Glauben an den Erfolg der Sache; es wird dies in der Geschichte für immer der originellste Zug der Kaiserpartei bleiben. Susanne hingegen, die an nichts glaubte, hatte, da sie und ihr Mann vom Capital lebten, seit 1873 die ganz bestimmte Vorstellung des Ruins, dem sie unwiderruflich entgegen gingen. Um dieselbe Zeit begann Desforges, sich um sie zu bemühen. Dieser Fünfziger war damals einer der würdigsten Repräsentanten einer Generation, die 1850 ihren Eintritt in die Welt hielt und an deren Spitze der tiefangelegte, verführerische Morny stand. In den Augen Susannens behielt er das Prestige seiner Vornehmheit und des Rufes, den er sich durch seine Abenteuer in den Salons erworben. Bald gesellte sich zu diesen Vorzügen auch noch derjenige unbestrittener Ueberlegenheit in der Vertrautheit mit der pariser Gesellschaft. Als kinderloser Wittwer nach kurzer Ehe, nahezu unbeschäftigt, denn sein Deputirtenmandat interessirte ihn nur zum Schein, mit einer Rente von 140 Tausend Francs, ungerechnet seines Hotels in der Cour-de-la-Reine, seiner Besitzung in Anjou und seines Landhauses in Deauville, hatte der einstige Liebling des berühmten Herzogs den seltenen Muth zu altern, — gleichwie sein Beschützer denjenigen gehabt zu sterben. Er beabsichtigte, sich ein letztes Verhältniß zu schaffen, das ihn bis zu den Sechzigern begleiten, ihm eine begehrenswerthe und bequeme Geliebte und ein Heim nach seinem Geschmack verschaffen sollte, um seine „Abende“ angenehm zu verbringen. Er hatte gar bald Frau Moraines' Verhältnisse durchschaut und den Schluß gezogen, daß sie die Frau sei, die er suchte: wunderschön, geistreich, durch eine sechsjährige kinderlose Ehe vor der unangenehmen Wahrscheinlichkeit der Mutterschaft gefeit, mit einem zu billigenden Mann, der niemals unbequem zu werden drohte. Der schlaue Baron führte alle seine Vorzüge in's Treffen, und nachdem er sich Susannen nach und nach geöffnet, ihr seine Anhänglichkeit durch die für Moraines verschaffte Anstellung bewiesen, sie gezwungen hatte, Geschenke über Geschenke anzunehmen, und nachdem er den feinen Tact des alternden Mannes hervorgekehrt, der nur geduldet zu werden verlangt, führte er sie an's Ziel, das er sich gesteckt. All' das vollzog sich allmählich, unauffällig, und diese Verbindung gestaltete sich, da sie endlich feststand, so natürlich,

so innig verknüpft mit den Gewohnheiten des täglichen Lebens, daß Susannen die Schuld Desforges' fast entging. Was that sie denn auch, genau genommen, ihrem Manne zuleide? War sie nicht sein Weib und ihm aufrichtig zugethan? Allerdings kam der Baron für ein gut Theil ihrer Bedürfnisse auf, allein, ist es denn untersagt, Geschenke anzunehmen? Wem brachte es Schaden, daß er ab und zu eine Rechnung bezahlte? Sie war seine Geliebte, diese Liebe hatte sich jedoch so regelmäßig gestaltet, daß sie nahezu einen ehelichen Eindruck machte. Sie hatte sich so unbedingt an dieses Compromiß mit ihrem Gewissen gewöhnt, daß sie sich, wenngleich nicht für eine tugendhafte, so doch für eine ihren Freundinnen in der Sittlichkeit weit überlegene Frau hielt; sie wußte ja um die Vielseitigkeit der Beziehungen Jener. Wenn ihr Gewissen ihr überhaupt einen Vorwurf machte, so war es höchstens der, daß sie zwei Jahre, nachdem sie das Verhältniß zu Desforges eingegangen, diesen lebenswürdigen Mann mit einem Clubmann betrogen, der in der Mode war und den sie zur Zeit der Rennen in Deauville einer der Frauen ihrer Bekanntschaft abspenstig gemacht hatte. Dieser Mensch wagte jedoch, sie derart zu compromittiren, daß sie alsbald den Egoismus des eiteln Mannes erkannt und dem Abenteuer rasch ein Ende gemacht hatte. Nun aber war sie entschlossen, sich mit den Annehmlichkeiten der Dreieinigkeit in ihrem Leben zu begnügen. Sie war in diesem Entschluß so unerschütterlich geblieben, so tadellos in ihrer Haltung, daß ihr Ruf so gut als möglich den Platz wahrte, den ihre Schönheit errungen. Sie hatte jedoch Rivalinnen, die viel zu sehr an's Rechnen gewöhnt waren, um nicht zu begreifen, daß die Moraines mindestens 80 Tausend Francs jährlich verausgabten. „Und wir haben sie doch fast ruinirt gekannt,“ setzten die braven Leute hinzu. „Pure Verleumdung! . . .“ antwortete der Chor der Freunde des Barons und er zählte deren viele. — „Verleumdung! . . .“ hub der Chor der Naiven an, die angeekelt waren von den schmutzigen Geschichten, die man jeden Abend in den Salons verbreiten hörte. — „Verleumdung! . . .“ ergänzte der Chor der Gleichgültigen, die wissen, daß es für den Klugen in Paris nur einen Ausweg giebt, nämlich: sich den Anschein zu geben, als glaubte man nichts, und die Leute zu nehmen, wie sie sich geben.

In der That hatte die Erinnerung an die tausend Dienste, die Desforges ihr geleistet, Susanne überwältigt, da sie, vor ihrem Toilettetisch sitzend, den Ausruf gethan: „Der gute Freund!!...“ Warum räumte das intelligente und ermüdete Gesicht des Barons das Feld plötzlich einem andern, jungen, von schönem Bart umrahmten Antlitz, das von dunkelblauen Augen erhellt war, aus denen die Gluth einer unentweihnten begeisterten Seele sprach? Warum vernahm sie, während Celinens geschickte Hände ihr weißes Atlasmieder zuzogen, eine innere Stimme, welche ihr die vier melodisch klingenden Silben: René Vincy zuflüsterte? Welche geheime Versuchung suchte sie zu bannen, da sie, Busen und Schultern mit Puder stäubend, meinte: „Denken wir nicht mehr daran!?“ Sie hatte den jungen Mann zweimal gesehen. Ein Weib wie sie, die Schülerin des Pariser's Desforges, sie, die unbestrittene Weltbabe die sich verkauft hatte, um ihren Leib immer in die feine, weiche Wäsche, immer in die seidnen Unterröcke, die ihre Kammerfrau an das Mieder nestelte, hüllen zu können; ja, konnte eine solche Frau sich von den Augen und den Worten eines Dichterlings gefangen nehmen lassen, dem sie am Vorabend zufällig begegnet und der sie heute vergessen hatte? Sie hatte ausgerufen: „Denken wir nicht mehr daran!...“ und dachte doch immer wieder unwillkürlich daran. Wie sonderbar, daß sie seit dem Abend vorher den Gedanken nicht bannen konnte, daß es süß sein müßte, sich von ihm geliebt zu wissen. Wenn man vor ihr die außer Curs gesetzte Formel von der „Liebe auf den ersten Blick...“ gebraucht hätte, sie würde verächtlich mit den weißen Schultern gezuckt haben, über die sie eben das weiße Atlaskleid gezogen, das sie an Opernabenden zu tragen pflegte; und doch, wie hätte sich diese urplötzliche, brennende Erregtheit mit andern Worten bezeichnen lassen, eine Erregtheit, welche der Anblick des jungen Mannes während der Begegnung bei Gräfin Komos hervorgerufen, und die selbst jetzt, und zwar nur noch verstärkt, vorhielt?... Ganz einfach, weil Susanne sich zwischen ihrem Manne — dieser ehrlichen Haut, — und Desforges — dem treuen Freund — ohne es zu wissen — langweilte. Dieses elegante, oberflächliche Leben in der großen Welt, das Ziel aller ihrer Opfer, fing an, fade und unerquicklich

für sie zu werden. Sie nannte das: zu glücklich sein. „Ich bedürfte eines kleinen Kammers,“ meinte sie scherzweise. Thatsache ist, daß sie die stille Ermüdung empfand, die erzeugt wird durch fortgesetzte Uebersättigung; jene gleichzeitig moralische und physische Erschlaffung, welche man bei gewissen leichtlebigen Frauen des Western wahrnimmt und die zum größten Verwundern oft plötzlich das ganze mühsam aufgeführte, künstliche Gebäude ihres Lebens zerstört. Es überkommt sie eben das Bedürfnis, Anderes und anders zu empfinden, mit einem Wort, zu lieben. Sie begehen von dem Tage an, an dem sie jenem Manne begegnet, der ihre von oberflächlichen Genüssen übersättigte Seele bewegt, die größten Thorheiten. Für Frau Moraines, die das 30. Lebensjahr erreicht hatte, die blasirt von dem üppigsten Leben, ohne Ehrgeiz, war ohne Illusionen über die Männer, denen sie in der Welt begegnete, konnte die Erscheinung eines Wesens gleich René, der so wenig den üblichen Figuranten des Salons ähnelte, zu einer Art Ereignis werden, und ward es auch. Am Vorabend hatte die Neugierde sie veranlaßt, sich mit ihm an denselben Tisch zu setzen. Der Instinkt des Weibes hatte sie von vornherein bestimmt, in seinen Augen diejenige Rolle zu spielen, von der sie annehmen konnte, daß sie am meisten Eindruck auf ihn machen würde. Sie war, entzückt von den Gesprächen, die sie mit ihm geführt heimgekehrt und war dann mit dem üblichen: „das ist rein unmöglich“ eingeschlafen. Eine Redensart, die in allen drastischen Fällen dieser Art zum Blikableiter dient, insbesondere wenn es sich um eine Dame von Welt handelt, die in dem Frohndienst gesellschaftlicher Genüsse noch weit befängener ist, als eine Bürgerliche in dem Frohndienst häuslicher Pflichten. René war erschienen und der Eindruck, den er am Vorabend gemacht hatte, steigerte sich noch fortwährend. Alles an dem jungen Mann hatte ihr gefallen, was sie sah und was sie ahnte; sein schönes Gesicht und seine schöne Seele, sein linkisches Wesen und seine Schüchternheit. Sie mochte sich noch so oft wiederholen: „es ist unmöglich,“ sie lernte trotzdem capituliren mit diesem Wort, während sie ihre Toilette beendete und eine Unzahl kleiner Nadeln mit Brillantköpfen in ihr Leibchen befestigte. Sie fing an das Wort in Erwägung zu ziehen und in ihrem

praktischen Frauenkopf tauchten alle möglichen Pläne auf, um dieses Abenteuer weiter auszuspinnen. „Der Baron ist ungemein scharfsinnig,“ bedachte sie, „er ahnt bereits etwas . . .“ Sie erinnerte sich unwillkürlich des lebhaften Angriffes, den Desforges gegen die Schriftsteller gerichtet. Dieser Angriff hatte sie bis vor Kurzem noch belustigt. Nun aber reizte sie derselbe und flößte ihr den Gedanken ein, eine den Intentionen des Barons, des „treuen Freundes“, völlig entgegengesetzte Taktik einzuschlagen. Sie verlor sich darüber dermaßen in Grübeleien, daß ihre Kammerfrau, davon überrascht, Abends dem Diener gegenüber die Bemerkung machte: „Mit unserer Gnädigen geht etwas vor. Sollte am Ende gar der Herr auf der richtigen Fährte sein?“ Die unbedachte, unwiderstehliche Zerstretheit verfolgte sie auch noch bei Tisch, im Wagen der sie zum Theater brachte, ja selbst noch in der Loge bis zu dem Augenblick, in welchem Frau Ethorel an sie die Frage richtete:

„Sehen Sie doch in's Orchester, rechts beim Eingang . . . Ist das nicht Vincy, der uns mit dem Opernglas fixirt?“

„Der Dichter der Gräfin?“ fragte sie mit erheucheltem Gleichmuth.

Sie hatte, nun erinnerte sie sich dessen, dem jungen Mann gegenüber ihrer Opernabende Erwähnung gethan. Nun sah auch sie mit ihrer silberciselirten Vorgnette, ebenfalls einem Geschenk Desforges', hinab in's Parterre. Sie bemerkte René, der schüchtern die Augen wegwendete. Auch sie überkam ein seltsames Frösteln. Hatte Desforges, der im Hintergrund der Loge stand, nicht am Ende die Bemerkung Frau Ethorel's gehört? Doch nein, er plauderte ja völlig unbefangen mit Crucé. — „Sie führen kulinarische Gespräche,“ sagte sie zu sich selbst, da sie hingehorcht hatte, „er hat nichts gehört. Doch welch' seltsames Empfinden beschleicht mich da?“

Die Musik verursachte ihr, nach langer Zeit zum ersten Mal, eine Art von Nüßrung. Sie verbrachte den Abend in den getheilten Empfindungen des unfreiwilligen Glückes, das die Anwesenheit René's hervorrief, und der Angst bei dem Gedanken, daß er ihr am Ende gar einen Besuch in der Loge zugebracht. Den Schriftsteller hatte die Verlegenheit darüber, daß er bemerkt worden war, völlig gelähmt, so daß er gar nicht mehr in die Parterre-Loge zu blicken wagte, und als

Susanne die Stiege herabkam, bemerkte sie nicht einmal inmitten der denselben Weg kommenden Zuschauer sein erregtes Gesicht. Für sie gab es daher keinerlei offenkundiges Hinderniß, sich der Laune hinzugeben, die sie so mächtig beherrschte; und als sie ihren Blondkopf in die mit Spitzen besetzten Kissen drückte, war sie bereits so weit gekommen, sich zu sagen: „Wenn er nur nicht seinen Freund Larcher um Auskunft über mich befragt!“
